Zeitschrift: Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy

Herausgeber: Schweizerische Philosophische Gesellschaft

Band: 39 (1980)

Artikel: Bemerkungen zur Gegenstandstheorie Meinongs

Autor: Marti-Huang, Duen

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-883067

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Studia Philosophica 39/1980

DUEN MARTI-HUANG

Bemerkungen zur Gegenstandstheorie Meinongs

1. Einleitung

Im deutschsprachigen Raum sind Meinongs Ideen praktisch in Vergessenheit geraten. Dank Russells Rezensionen 1904/1905 im *Mind* und seinem brillanten Aufsatz «On Denoting» kennen die meisten angelsächsischen Philosophen Meinongs Namen. Nur wenige aber dürften seine Werke gründlich studiert haben. Nichtsdestotrotz wurde Meinongs Gegenstandstheorie und insbesondere sein Begriff des Ausserseins als unsinnig oder falsch abgetan. Die vorherrschende Meinung war, Russell hätte mit seiner Theorie der Kennzeichnung diesen Unsinn ein für allemal abgeschafft. Und Gilbert Ryle meinte sogar: «Let us frankly concede from the start that *Gegenstandstheorie* itself is dead, buried and not going to be resurrected.»[1]

Doch der für tot erklärte Drache lebt wieder auf. Meinongs Werke erfreuen sich seit den sechziger Jahren in den USA eines wachsenden Interesses. Diese Wiederentdeckung ist begrüssenswert. Denn nach jahrzehntelangen Debatten über Ontologie, Modallogik, usw., ist es sicher richtig, dass man die Schriften desjenigen Mannes, dem die notorischen Beispielsätze wie «Der goldene Berg ist goldig» oder «Das runde Quadrat ist zugleich rund und quadratisch» zu verdanken sind, wenigstens aus historischer Neugier einmal liest. Ausserdem bieten die Weiterentwicklung der Modallogik, die Versuche, unsere «natürliche Sprache» weitergehend zu erfassen und die wiedereingekehrte Salonfähigkeit des Holismus eine günstige Ausgangslage für die Rekonstruktion und Neubewertung von Meinongs Ansätzen. Wir wollen also Ryles Todesurteil keineswegs blindlings zustimmen.

Korrespondenz: Frau Duen Marti-Huang, Schöngrundstr. 76, CH–4600 Olten

2. Der allgemeine Gegenstandsbegriff

Meinongs Gegenstandstheorie können wir als eine Art Reaktion gegen die traditionelle Ontologie und Erkenntnistheorie betrachten. Anstatt danach zu fragen, was das Wesen der Dinge ist, und wie wir dies erkennen können, will der Gegenstandstheoretiker zunächst wissen, was es überhaupt gibt oder geben soll. Da die Fragen in dieser absoluten Form nicht zu beantworten sind, vollzieht Meinong eine linguistische Wendung: Worüber sprechen wir überhaupt? worüber können wir sprechen? Er fasst dann den Gegenstandsbegriff ganz allgemein auf: Ein Gegenstand ist das, worüber wir reden wollen, können oder sollen. Um sich Abstand von den Idealisten und den Positivisten zu verschaffen, fügt er hinzu: Ein Gegenstand muss weder raumzeitlich bestimmt noch irgendwie «vorgegeben» sein. Es gibt keine Gegenstände an sich, weder als Ideen noch als Wesenheiten an sich.

Sowohl den Idealismus als auch den Positivismus lehnt Meinong deshalb ab, weil beide einem ungesunden Psychologismus verfallen sind. Die Idealisten glauben, dass alles, was wir erkennen können, bereits in unserem Bewusstsein vorgegeben oder ein Produkt unseres Geistes ist. Sie können aber nicht erklären, weshalb wir falsch urteilen können und warum in der Welt nicht alles nach unserem Willen geschieht. Das heisst, sie können insbesondere keine befriedigende Grundlage für die empirischen Wissenschaften liefern.

Die extremen Positivisten wie Mach und seine Anhänger leugnen die Möglichkeit apriorischer Erkenntnis und versuchen, alles empirisch zu erklären. Ihr Versuch, die Mathematik auf unsere Zähl- und Messerfahrungen zurückzuführen, führt jedoch deshalb zum Psychologismus, da sie psycho-genetische Erklärungen nicht mehr von der Geltungsweise oder den Geltungsgründen unterscheiden.

Meinong versucht einen möglichst «neutralen» Gegenstandsbegriff zu prägen. Gegenstände sind in seiner Auffassung das, was wir annehmen müssen, damit unsere Sprache nicht in leere Sprachspiele über Wörter ausartet. Absolut gesehen sind alle Gegenstände Annahmen. Als solche stehen sie «jenseits von Sein und Nichtsein»[2]. Meinong spricht auch in diesem Zusammenhang verschiedentlich vom «Aussersein des reinen Gegenstandes». Mit diesem Ausdruck will er nichts anderes andeuten, als

dass ein Gegenstand nicht existieren oder bestehen muss, um ein solcher zu sein.

Gibt es gewisse Grenzen, welche unsere Annahmen nicht überschreiten dürfen, und wo liegen sie? Wie alle Optimisten seiner Generation, glaubt Meinong an die fortschreitende Weiterentwicklung der Wissenschaften. Er schreibt: «Unter Voraussetzung einer unbegrenzt leistungsfähigen Intelligenz... gibt es nichts Unerkennbares...»[3]. Das heisst, wir sollen *alles* als Gegenstände unseres Erkennens annehmen können. Die konkreten und abstrakten Gegenstände machen noch keineswegs die Gesamtheit der möglichen Gegenstände aus. Durch Untersuchen der «natürlichen» und der bestehenden wissenschaftlichen Sprachen gelangen wir bloss zu Gegenständen, für die wir einen Namen in unserem Zeichenvorrat haben. Wegen der Entwicklung der Wissenschaften müssen wir jedoch damit rechnen, dass immer neue Gegenstände erfunden werden können. Was wir heute noch als unmöglich betrachten, könnte sich später im Rahmen einer neuen Theorie und der dazugehörenden Technologie als etwas Selbstverständliches erweisen. Der Fernsehapparat ist ein Beispiel unter den vielen alltäglichen Gebrauchsgegenständen heute, für den wir im letzten Jahrhundert noch kein Wort gekannt haben.

Auch pflegen wir in den Wissenschaften auf Grund einer bestimmten Theorie zu postulieren, dass es einen bestimmten Gegenstand mit den und den Eigenschaften oder Attributen geben muss oder nicht geben kann. Dies nennt Meinong im Anschluss an seinen Schüler Mally «das Prinzip der Unabhängigkeit des Soseins vom Sein». Und er definiert «Sosein» als sämtliche auf einen Gegenstand zutreffenden Eigenschaften oder Attribute. Demnach besagt das Prinzip der Unabhängigkeit des Soseins vom Sein, dass wir über Eigenschaften eines Gegenstandes Aussagen machen können, ohne vorher zu wissen, ob er existiert oder nicht. Das heisst, wir können auch über nicht-existierende Gegenstände sprechen.

Meinong steht, wie Chisholm gezeigt hat, mit seinem Begriff des Ausserseins und dem Prinzip der Unabhängigkeit des Soseins vom Sein *ontologisch* jenseits vom Platonismus oder vom Reismus (auch Konkretismus genannt) in der Art von Brentano und Kotarbinski[4]. Chisholm gibt den Gedankengang der Platonisten folgendermassen wieder:

(P): Certain objects that do not exist have certain properties; but

(Q): an object has properties if and only if it is real; hence

(R): there are real objects that do not exist.

Der Reist nimmt – R und Q als seine Prämissen und folgert daraus – P. Meinong dagegen akzeptiert (P) und (R), zieht jedoch einen ganz andern Schluss daraus: «(S): The totality of objects extends far beyond the confines of what is merely real».

Dieser erweiterte Gegenstandsbegriff findet merkwürdigerweise bei Quine, der offensichtlich zu einer nominalistischen Haltung neigt, Zustimmung:

> «His (Meinong's) notion of objects was, as Chisholm puts it, *jenseits von Sein und Nichtsein.* Oddly enough I find this idea a good one, provided that we bolster it with Bentham's theory of fictions. Contextual definitions, or what Bentham called paraphrasis, can enable us to talk very considerably and conveniently about putative objects without footing an ontological bill.»[5]

Ohne dessen Schriften näher zu kennen, hat Quine scharfsinnigerweise Meinongs Strategie durchschaut. Dieser braucht sich allerdings nicht auf Benthams Theorie der Fiktion zu stützen, denn er hat ja seinen Begriff der Annahme genau deshalb entwickelt, damit sein allgemeiner Gegenstandsbegriff *ontologisch neutral* verstanden werden kann. «Annahme» ist meines Erachtens der adäqautere Ausdruck als Quines «fiction» oder «myth», denn «Annahme» führt nicht die unangenehme Konnotation der Beliebigkeit mit sich.

3. Unterscheidung zwischen Existenz und Bestand («Subsistenz»)

Gemäss unserem Sprachgebrauch in der «natürlichen» Sprache macht Meinong eine Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen Seinsweisen. Wir sagen zwar zum Beispiel: «Es gibt Tische» und «Es gibt Zahlen». Aber niemand nimmt an, dass Tische und Zahlen auf die gleiche Weise existieren.

Deshalb verwendet Meinong das Wort «Existenz» nur in Zusammenhang mit raumzeitlich bestimmten Gegenständen. Existenz nachzuweisen, ist demnach eine empirische Angelegenheit. Im alltäglichen Leben und bei empirischen Verallgemeinerungen stellen wir selten Fragen nach der Existenz von Gegenständen. Ein Ornithologe z. B. fragt sich nicht, ob die Vögel, die er in seinem Fernrohr beobachtet, wirklich existieren.

Aber in theoretischen Wissenschaften kommen wir in Berührung mit Gegenständen, deren Existenz zweifelhaft ist. Derartige Probleme jedoch

bringen die empirischen Wissenschaftler nicht aus der Ruhe. Sie entscheiden gemeinsam (meistens in Kongressen oder durch Diskussionen in den Fachzeitschriften), was sie als Nachweis der Existenz akzeptieren wollen. Wie solche Nachweise aussehen sollen, führt Meinong leider nicht aus. Ich möchte deshalb seine Schilderung folgendermassen vervollständigen: ein empirischer Nachweis der Existenz soll die folgenden zwei Komponenten beinhalten: wir müssen einerseits zeigen können, dass eine Theorie oder ein Gesetz der Theorie auf einen gewissen Bereich von Gegenständen anwendbar ist, und wir müssen andererseits zeigen können, dass die Gegenstände dieser Bereiche die Bedingungen erfüllen, die wir für physikalische oder raumzeitlich bestimmte Gegenstände aufgestellt haben[6].

Bei den Mathematikern und Logikern ist die Lage anders. Sie brauchen nicht danach zu fragen, ob die Gegenstände ihrer Erkenntnisinteressen existieren oder nicht. Es genügt, wenn sie zeigen können, dass ein Gegenstand innerhalb eines Sprachsystems oder einer Theorie den semantischen Regeln oder Postulaten gemäss besteht oder nicht. Sie reden zwar von Existenz: «Es gibt», «Es existiert» – aber niemand nimmt an, dass sie unter «Existenz» räumliche oder zeitliche Bestimmtheit verstehen. Niemand würde verlangen, dass sie die gleichen Existenznachweise wie die empirischen Wissenschaftler leisten. Deshalb schlägt Meinong vor, für diese Art von Gegenständen das Wort «Bestand» zu gebrauchen und für die raumzeitlichen Gegenstände das Wort «Existenz» zu reservieren.

Was heisst «Bestand» oder «bestehen»? Meinongs eigene Äusserungen darüber bleiben unbeholfen und vage. Die «realen» oder «wirklichen» Gegenstände wie Tische, Stühle oder Vorstellen existieren, während die «idealen» Gegenstände wie Zahlen, Relationen usw. bestehen. Ob etwas besteht oder nicht, wissen wir *apriorisch.* Anstatt «apriorisch» würde ich sagen, wir können *sprachanalytisch* feststellen, ob etwas besteht oder nicht. Das heisst, innerhalb eines sprachlichen und theoretischen Rahmenwerks können wir untersuchen, was für Gegenstände die Theorie voraussetzen muss, damit die Theorie wahr ist.

Wir können vielleicht Meinongs Konzeption mit Quines Motto «‹Zu sein› heisst ‹als Wert einer Variable zu sein›» vergleichen, um dann seinen Bestandsbegriff analog «‹Zu bestehen› heisst ‹als Wert einer Variable zu bestehen›» zu formulieren.

Quines ontologisches Kriterium besagt, dass

«in general, entities of a given sort are assumed by a theory if and only if some of them must be counted among the values of the variables in order that the statements affirmed in the theory be true»[7].

Dieses Kriterium bezieht sich, wie Lauener in seinem Aufsatz zeigt, auf eine «Standardsprache», nämlich auf die Sprache der Quantifikationstheorie[8]. Die sog. kanonische Sprache können wir aber durchaus in Meinongs Gegenstandstheorie eingliedern. In Meinongs Kontext würde Quines Verfahren genügen, um zu bestimmen, welche Gegenstände wir im Rahmen einer bestimmten Theorie oder Sprache anzunehmen haben. Es genügt aber nicht, um zu zeigen, dass diese oder jene Gegenstände existieren. Meinong würde deshalb Hintikkas Ansicht über gebundene Variablen teilen:

«There is nothing special about bound variables which ‹commits› us to the existence of certain entities... What commits us to the existence of the individual is of course the existential assertions that we make explicitly or implicitly.»[9]

Für den Ausdruck der Existenzannahme eines Gegenstandes *b* schlägt Hintikka folgende Formulierung vor[10]:

(Ex) (x=b)

Dazu verlangt er, dass wir «empirische Nachweise» für die als existierend angenommenen Gegenstände erbringen müssen (z.B. «Here is one!»)[11]. Quines Motto ersetzt er dann durch den Spruch: «to be is to be (capable of being) an object of search» or... «to be is to be a potential object finding»[12], wobei wir «search» und «finding» im Kontext seines «language game» auslegen müssen. Hintikkas «language game» möchten wir jedoch deshalb nicht in unsere Rekonstruktion der Gegenstandstheorie aufnehmen, weil seine Semantik voraussetzt,

«that we have a name available for each individual and for each entity of any other type that we want to consider»[13].

Meinong indes nimmt an, dass wir nicht immer einen Namen für die unendlich vielen Gegenstände haben.

Meinong setzt den Leser in Verwirrung, indem er bei derAusführung über Existenz und Bestand in gleichem Atemzug behauptet, dass der reine Gegenstand im Grunde genommen *ausserseiend* ist. Um die Lage noch unübersichtlicher zu gestalten, überlegt er sich, in welchem Sinn die fikti-

ven oder möglichen Gegenstände sein können und erweitert seine Diskussion sogar auf unmögliche Gegenstände.

Um derartige Verwirrungen zu vermeiden, erscheint es mir zweckmässig, die Gegenstandstheorie in verschiedene Stufen zu gliedern. Die Unterscheidung zwischen Existenz und Bestand ist sinnvoll in einer Gegenstandstheorie niedrigerer Stufe, die wir Gegenstanstheorie M_1 nennen möchten. Auf der allgemeineren Ebene M_2 haben die Gegenstände weder Sein noch Nichtsein. In Meinongs Terminologie sind sie eben ausserseiend, d.h. sie sind alle Annahmen. Dass die Gegenstände im Grunde genommen Annahmen sind, bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als dass wir die Existenz- und Bestandes-Voraussetzungen aus dem Gegenstandsbegriff M_2 eliminiert haben. Ferner hat die Annahme des Prinzips der Unabhängigkeit des Soseins vom Sein zur Folge, dass wir uns auf der Stufe M_2 nicht nur mit wohldefinierten und wohlbestimmten Gegenständen, sondern auch mit bloss möglichen Gegenständen zu beschäftigen haben. Meinong bezeichnet diese Gruppe von Gegenständen als «heimatlose» Gegenstände. «Heimatlos» nennt er sie aus dem Grund, weil sie bis zu seiner Zeit von keiner Wissenschaft berücksichtigt worden sind[14].

4. Heimatlose Gegenstände

Meinong unterscheidet drei Hauptgruppen von «heimatlosen» Gegenständen:

a. die intentionalen Gegenstände, bzw. Objekte unserer Vorstellung;
b. die «Objektive» oder Sachverhalte;
c. die «unvollständigen» Gegenstände.

Wenden wir uns zuerst den intentionalen Gegenständen zu.

4.1 Intentionale Gegenstände bzw. Objekte unserer Vorstellung

Was intentionale Gegenstände sind, können wir erst verstehen, wenn wir Meinongs erkenntnistheoretische und psychologische Positionen erfasst haben. Meinong geht davon aus, dass wir nur mittels unserer Sprache oder unserer psychischen Erlebnisse zu den Gegenständen gelangen können. Wenn jemand uns auffordert, alles, was es gibt, aufzuzählen, würden wir zunächst ganz verblüfft sein und fragen «was heisst alles? In bezug auf was?» Falls er erklärt, dass er die Frage ganz allgemein meine,

würden wir wahrscheinlich entweder damit anfangen, alles, was wir wahrnehmen oder erleben können, mit Hilfe von Gesten und Wörtern aufzuzeigen; oder wir versuchen, durch die Aufzählung aller Namen oder Substantive unserer Sprache die Gegenstände zu erfassen. Gegenstände sind in unsere psychischen Erlebnisse und in unserer Sprache eingebettet.

Das Ziel der allgemeinen Gegenstandstheorie ist es, das Verhältnis zwischen Sprache und psychischen Erlebnissen mit demjenigen zwischen Sprache und Gegenstand in Verbindung zu bringen. Meinong nimmt zunächst an, dass die Referenzfunktionen derWörter durch die Intentionalität unserer psychischen Erlebnisse und die Intensionen oder Konnotationen unserer Sprache mitbestimmt sind. Das heisst, er nimmt an, dass die Zeichen unserer Sprache in erster Linie Ausdrucksfunktion haben und erst in zweiter Linie etwas bezeichnen. Dass dies der Fall ist, zeigt uns die Tatsache, dass es in unserer «natürlichen» Sprache Zeichen gibt, die – wie z.B. «pfui», «ach», «ja», «nein», usw. – zwar etwas ausdrücken, jedoch keine Bezeichnungsfunktion ausüben.

Die Bezeichnungsfunktion eines Wortes ist dadurch ermöglicht, dass unsere Gedanken (Urteile und Annahmen), Gefühle, Wünsche, Begehren und Vorstellungen sich alle auf irgendeinen Gegenstand richten. Unsere Sprache kann nur diejenigen psychischen Zustände ausdrücken, die auf Gegenstände gerichtet sind. Viele unserer vagen oder diffusen Gefühle oder Begehren können wir sprachlich kaum artikulieren. Das, worauf sich unsere Intentionen richten, nennen wir in Anlehnung an Roderick Chisholm die Intentionalien.

Das Wort «Baum» zum Beispiel bezeichnet all die einzelnen Gegenstände, die wir Baum nennen können. Dass wir unsere psychischen Erlebnisse von etwas Grünem mit etwas Braunem dazu in eine Vorstellung des Baumes zusammenfassen können, verdanken wir unserer Sprache. Das Wort «Baum» hilft uns, Erlebniseinheiten zu markieren; und die Markierung wiederum geschieht erfolgreich, weil unsere Aufmerksamkeit gezielt auf den Gegenstand Baum gerichtet ist, und weil wir aus der Vielheit unserer Sinneseindrücke doch nur die Informationen über die Bäume heraussuchen.

In der Gegenstandstheorie der Ebene M_1 gelangen wir durch Untersuchung unserer wissenschaftlichen Sprachen nur zu einem Teil der Intentionalien, nämlich zu den existierenden und bestehenden Gegenständen. Auf M_2 will Meinong aber sämtliche Intentionalien erfassen, die in der

«natürlichen» Sprache ausdrückbar sind. Als Beispiel für Intentionalien, die nicht durch den Gegenstansbegriff M_1 erfassbar sind, nennt er die Empfindungsgegenstände, die möglichen bzw. unmöglichen Gegenstände, und die «Objektive»; und er fragt sich, wie Gegenstände dieser Art (z. B. Sinneseindrücke von Farben, der goldene Berg oder das runde Quadrat) aufgefasst werden sollen. Sollen wir sie noch als Gegenstände bezeichnen? Die unmöglichen Gegenstände stellen sicher die Grenze dar. Doch selbst diese werfen interessante Probleme für die Gegenstandstheorie auf. Denn wir können uns vorstellen, dass eines Tages eine neue Logik oder Semantik erfunden werden könnte, so dass das, was wir heute noch als widerspruchsvoll betrachten, in der neuen Sprache einwandfrei gebraucht werden kann. Rein theoretisch können wir im Blick auf die unmöglichen Gegenstände folgende Überlegung anstellen: «das runde Quadrat» und «das quadratische Dreieck» haben extensional die gleiche Referenz; beide bezeichnen Gegenstände, die nicht existieren können, nämlich die Nullklasse. Können wir aber wirklich behaupten, dass das runde Quadrat mit dem quadratischen Dreieck identisch sei? Das Beispiel mit dem runden Quadrat mag zu weit hergegriffen sein. Es gibt aber eine andere Klasse von Gegenständen oder Objekten, die in gleicher Weise problematisch werden, nämlich die fiktiven Gegenstände. Die Ausdrücke «Der Vampir» und «Der Drache» bezeichnen nichts, zumindest in einem deskriptiven Sinn. Aber es ist auch nicht zu leugnen, dass die damit gemeinten Dinge nicht identisch sind. Ausserdem haben diese fiktiven Gegenstände eine psychische Wirklichkeit: Wenn jemand zum Beispiel Angst vor einem Vampir hat, so ist es ihm sicher kein Trost, wenn wir ihm sagen, dass im Schloss seit Jahren keine Drachen in Erscheinung getreten sind. Für ihn ist der Vampir eben nicht das gleiche wie der Drache.

Meinong würde behaupten, dass Sätze der Art wie[15]:

1. Der goldene Berg ist goldig
2. Pegasus fliegt

in gewissen Kontexten wahr sind. Als Reaktion gegen diese Ansichten von Meinong schrieb Russell den berühmten Aufsatz «On Denoting». In Russells Auffassung sind Terme wie «der goldene Berg» und «Pegasus» gar keine richtigen Namen, da sie Dinge bezeichnen, die nicht existieren[16]. Wir dürfen deshalb die Sätze nicht wie üblich in die formale Sprache übersetzen: Ga oder Fa.

Denn von Sätzen der Form Ga oder Fa können wir auf Grund einer

der Ableitungsregeln [nämlich Fa ⇒ (∃x)Fx] (∃x) Gx oder (∃x) Fx ableiten. Diese Schlüsse stehen aber in Widerspruch mit der Annahme von Russell, dass es in der Welt keinen goldenen Berg und keinen Pegasus gibt.

Dass diese Sätze sinnvoll sind, leugnet Russell auch nicht. Um sie in seine Sprache übersetzen zu können, entwickelt er die Theorie der Kennzeichnung. «Der goldene Berg» und «Pegasus» werden nicht als Namen, sondern als Kennzeichnung oder definite Deskriptionen aufgefasst. Kennzeichnungen setzen nicht voraus, dass die Gegenstände, worauf sie sich beziehen, existieren. Sätze 1 und 2 würde Russell nun folgendermassen paraphrasieren:

1' Es gibt ein x von der Art, dass x ein Berg ist und goldig ist, und für alle y gilt, wenn y ein Berg ist und goldig ist, dann ist y identisch mit x.

2' Es gibt ein x von der Art, dass x Pegasus ist und fliegt, und für alle y gilt, wenn y Pegasus ist und fliegt, dann ist y identisch mit x.

1' und 2' sind aber in Russells Interpreation beide deshalb falsch, weil sie auf keine wirklichen Gegenstände zutreffen. Chisholm schliesst daraus, dass die Paraphrasierungen nicht adäquat sind[17]. Eine adäquate Umformulierung sollte wenigstens die Wahrheitswerte der Sätze unverändert belassen können. Dieser Überlegung stimme ich zu. Ich möchte jedoch dazu ergänzen, dass diese Beispiele deutlich zeigen, wie grundsätzlich verschieden Russells und Meinongs Erkenntnisziele sind. In dem Sinn können wir auch sagen, dass sie nicht die gleiche Sprache sprechen[18]. Meiner Auslegung nach bewegen sie sich auf ganz verschiedenen Ebenen: Russell verbleibt mit seiner Theorie der Kennzeichnung konsequent auf der Stufe M_1, während Meinong sich auf die Stufe M_2 begibt, um die möglichen Gegenstände und die Empfindungsgegenstände in den allgemeinen Gegenstandsbegriff unterbringen zu können. Russells semantisches Interesse besteht vorwiegend darin, eine möglichst widerspruchsfreie Formalisierung der deskriptiven Sprache zu erreichen, während Meinong auf eine sog. «background language» oder ein allgemeines «conceptual scheme» in Quines Sinn abzielt[19].

Gewisse Philsophen denken, sie könnten mittels einer sog. «adverbialen» Umformulierungsmethode die Annahmen von nichtexistierenden Gegenständen vermeiden[20]. Sie formulieren Sätze der Art wie:

3. Ich empfinde einen roten Sinneseindruck.

4. Jones denkt an ein Einhorn.

folgendermassen um:

3' Ich empfinde rötlich.

4' Jones denkt einhörnlich.

Wir können 3' und 4' kaum als adäquate Umformulierungen von 3 und 4 akzeptieren, da sie nicht einmal verständlich sind. Ausserdem helfen sie nicht unbedingt, platonisierenden Annahmen auszuweichen.

Ein Platoniker könnte seine platonische Idee hineinschmuggeln[21]:

P: Jones denkt einhörnlich
Jones denkt nur an Dinge, die existieren.

S: Es gibt Einhörnlichkeit.

Wirksamer und radikaler ist die Methode Quines, wonach wir alle Namen unserer Sprache eliminieren können und sollen[22].
Ein Name wie,

5. Pegasus; $\times$ = Pegasus; x = a

paraphrasieren wir in

5' etwas, was pegasiert; x pegasiert; Px.

Nachdem wir Namen auf diese Weise eliminiert haben, können wir Russells Theorie der Kennzeichnung verwenden, um zu einer Formulierung zu gelangen, die uns vom platonisierenden Argument erlöst, dass man die Existenz von Gegenständen wie der goldene Berg und Pegasus nicht verneinen kann, ohne diese irgendwie als seiend vorauszusetzen. Im Gegensatz zu den Adverbialisten ist Quine sich jedoch der beschränkten Leistung seines Verfahrens bewusst. Er gibt zu, dass Sätze wie «Pegasus fliegt» im Kontext der extensionalen Logik nicht entscheidbar sind[23]. Da diese Wendungen der Umgangsprache für den wissenschaftlichen Sprachgebrauch nicht erforderlich sind, ist er nicht daran interessiert, für diese Sätze ein Entscheidungsverfahren zu entwickeln. In dieser Hinsicht könnten wir auch behaupten, er spreche nicht die gleiche Sprache wie Meinong.

4.2 «Objektive» als Gegenstände

Die Klasse der Intentionalien lässt sich in zwei Unterklassen aufteilen; die Objekte und die «Objektive» oder Sachverhalte. Ein Objekt ist etwas,

worauf sich unsere Vorstellung direkt richtet; Urteile und Annahmen sehen nur indirekt auf Objekte ab. Direkt richten sie sich auf das, was Meinong «Objektiv» nennt. In der Sprache sind Objekte durch singuläre Termini, «Objektive» durch «dass»-Konstruktionen gekennzeichnet.

Die «Objektive» oder Sachverhalte müssen wir in den Gegenstandsbereich der Ebene M_2 aufnehmen, da sie grundlegende und nicht weiter zerlegbare Einheiten der Intentionalien konstituieren. Wir können sie nicht ohne Verlust oder Veränderung der Bedeutung umformulieren, wenn sich unser Urteil oder unsere Annahmen auf ein Objekt statt auf ein «Objektiv» oder einen Sachverhalt richten. Meinong zeigt, dass wir Sätze der Art wie [24],

6. Ich vermute, dass es ein Unglück gibt.

folgendermassen umformulieren könnten:

6' Ich vermute Unglück.

Wenn wir es nicht allzu genau nehmen würden, könnten wir vielleicht sagen, dass in 6' kein «Objektiv» vorkommt, sondern ein Objekt. Doch 6' ist nur ein scheinbar einfacher Satz, und das Wort «Unglück» täuscht. Denn selbst wenn wir «Unglück» als einen elliptischen Ausdruck für Unglücksfall verstehen, ist Unglück, ontologisch gesehen, sicher nicht so leicht zu individuieren wie etwa Tische oder Stühle.

Nehmen wir einen anderen Beispielsatz:

7. Ich glaube, dass im Zimmer ein Tisch steht.

Wenn wir Satz 7 analog wie 6 übersetzen:

7' Ich glaube an den Tisch im Zimmer.

bekommen wir einen Satz, der keineswegs eine adäquate Umformulierung von 7 ist. Denn der Sinn des Satzes ist total verändert. In solchen Fällen kommen wir nicht umhin, «Objektive» oder Sachverhalte anzunehmen. Chisholm führt weitere Beispiele auf, bei denen die Annahme von «Objektiven» nützlich wäre[25].

8. What Jones desires is the very thing that Robinson fears.

9. There is something that he knows that you and I do not know.

Die Annahme von «Objektiven» als Gegenstände auf der Stufe M_2 hat allerdings semantische Konsequenzen: Ein Satz bekommt damit analog einem Zeichen oder Wort Referenz. Sätze drücken entweder ein Urteil oder eine Annahme aus und bezeichnen bestimmte «Objektive» oder Sachverhalte. Vom gegenstandstheoretischen Standpunkt aus betrachtet sind aber alle «Objektive» Annahmen. Als solche haben sie weder Sein

noch Nichtsein. In diesem Sinn können wir durchaus negative Sachverhalte konstruieren. Ich muss aber zugeben, dass die Idee von negativen Sachverhalten mit grossen Schwierigkeiten verbunden ist.

4.3 «Unvollständige» Gegenstände

Auf der Ebene M_2 müssen wir auch noch die *sprachlichen* oder *semantischen* Gegenstücke von Gegenständen und Intentionalien untersuchen, d.h. wir müssen diese ebenfalls als Gegenstände annehmen. Meinong nennt sie «unvollständige» Gegenstände. Diese Bezeichnung ist nicht sehr befriedigend, da sie den sprachlichen Kontext nicht zum Ausdruck bringt. Deshalb ziehe ich das Wort «Begriff» oder den noch allgemeineren Ausdruck «Intension» vor.

Zu den «unvollständigen» Gegenständen gelangen wir entweder durch Abstraktion oder durch semantische Untersuchungen (Begriffsbestimmungen in Meinongs Sprache). Da wir bei den Abstraktionen bewusst von gewissen Eigenschaften oder Aspekten der Gegenstände absehen, brauchen wir uns nicht wundern, dass die Resultate dieser Prozesse unvollständig sind. Vollständig sind die Gegenstände nur, wenn wir annehmen oder nachweisen können, dass sie Sein haben, d.h. dass sie existieren oder bestehen.

Die vollständig bestimmten Gegenstände haben aber häufig den Nachteil, dass wir selten in der Lage sind, die Gesamtheit ihres Soseins (Eigenschaften und Relationen) aufzuzählen. In der Praxis müssen wir ständig mit unvollständigen Gegenständen umgehen. In der Sprache von M_1 nehmen wir zum Beispiel an, dass es ein Individuum namens Jimmy Carter gibt. Und wir nehmen auch an, dass dieses Individuum «vollständig» bestimmt ist: wir können jedoch seine Eigenschaften nicht vollständig aufzählen.

Mit dem Namen «Jimmy Carter» intendieren wir das vollständig bestimmte Individuum Jimmy Carter. Da wir dieses Individuum aber nicht vollständig kennen, sind wir – wenn wir Jimmy Carter beschreiben oder identifizieren wollen – auf den unvollständigen Gegenstand, nämlich den Begriff von «Jimmy Carter» angewiesen. Wir müssen häufig mit unvollständigen Gegenständen in der «natürlichen» und deskriptiven Sprache operieren. Solange wir die Gegenstände unserer Erfahrungen selten vollständig kennen und ausserdem häufig den gleichen Namen gebrauchen, um verschiedene Individuen zu bezeichnen, müssen wir als

Identifikationshilfe dem Namen eben eine kurze Beschreibung hinzufügen.

Die vollständigen Gegenstände können wir als die Referenzen, die unvollständigen als die Intensionen oder Begriffe unserer Sprache auffassen. Meinongs Diskussion ist insofern nicht vollständig, als er unter der Rubrik «unvollständige Gegenstände» nicht auch das aufführt, was wir unter Propositionen verstehen. Meines Erachtens verlangt die Unterscheidung zwischen Objekt und «Objektiv» nach einer analogen Unterscheidung zwischen Begriffen und Propositionen.

5. Meinongs Ansätze zur Semantik

Gegenstandstheorie ist eng mit Semantik verbunden, wenn wir «Semantik» als «die Theorie der Beziehungen zwischen einer Sprache – entweder einer natürlichen Sprache oder einem Sprachsystem – und dem, womit die Sprache zu tun hat»[26], definieren. Wir glauben, ohne weiteres eine allgemeine Gegenstandstheorie M_2 ableiten zu können, wenn die Sprachwissenschaftler uns eine allgemeine Semantik (d.h. eine Semantik aller möglichen und gesprochenen Sprachen) liefern würden[27]. Dies ist allerdings nur unter der Voraussetzung möglich, dass es keine Gegenstände gibt, die nicht von der Sprache erfasst werden können. Sobald es aber sprachlich nicht erfassbare Gegenstände gibt, können wir die allgemeine Gegenstandstheorie nicht aus der allgemeinen Semantik ableiten.

Meinong schliesst nicht aus, dass es Gegenstände oder psychische Phänomene gibt, die sprachlich nicht ausdrückbar sind bzw. dass es Dinge gibt, die keine Namen haben. Von hier aus können wir verstehen, weshalb er die Gegenstandstheorie als die primäre Grundlage unserer Erkenntnis überhaupt betrachtet. Es gab zu seiner Zeit keine «allgemeine» Semantik, die seiner Konzeption der allgemeinen Gegenstandstheorie hätte genügen können, dies nicht nur, weil die damalige Semantik und die analytischen Techniken unterentwickelt waren, sondern auch, weil eine derartige Semantik gar nicht möglich ist. Nun versucht Meinong dennoch eine allgemeine Semantik zu entwickeln, freilich nicht, um die Gegenstandstheorie davon abzuleiten, sondern um die Grenze und Beziehung zwischen unseren psychischen Erlebnissen, Sprachen und Gegenständen klarer zu erfassen.

Seine Ansätze zu einer allgemeinen Semantik bleiben zwar vage und rudimentär. Mit recht viel gutem Willen und Geduld können wir jedoch einen plausiblen Umriss rekonstruieren, den wir sogar dem Schema von Carnap gegenüberstellen können:

Carnaps Schema

	S_1	S_2
sprachl. Zeichen	Extension	Intension
sing. Termini	Individuen	indiv. Begriffe
Prädikate	Klassen	Eigenschaften
Sätze	Wahrheitswerte	Propositionen

Meinongs Schema

	M_1		M_2	
	S_1*	S_2*	S_3*	
sprachl. Zeichen	(Bedeutung) + Extension	(Ausdruck) + Intension	(Bedeutung) + Intentionalien	(Ausdruck) + psych. Akt
sing. Termini	(einfache G.)	(unvoll. G.) ind. Begriffe*	(Objekte)	(Vorstellen)
Prädikate	(G. höherer Ord.)	(Eigenschaft/ Relationen)	(Sosein)	(Vorstellen od. Annahmen)
Sätze	(ja/nein) Wahrheitswerte*	Propositionen*	(Objektive)	(Urteilen, Annahmen usw.)

Anmerkung zu den Schemata:
Meinongs Terminologie ist in Klammern gesetzt.
* Meine Ergänzungen
\+ Wir sehen, wie verwirrend Meinongs Terminologie ist. Er gebraucht «Ausdruck» sowohl für Intensionen als auch für psychische Akte; «Bedeutung» für Gegenstand als auch für Intentionalien.

Wenn wir einmal von der psychologischen Dimension absehen (um deren Ausklammerung es Carnap ja gerade ging), so scheint mir der Vergleich zwischen den beiden Schemata durchaus auf gewisse Ähnlichkeiten hinzudeuten. Damit will ich freilich nicht behaupten, dass beide die *gleiche* Semantik aufgestellt haben. Der entscheidende Unterschied, nämlich die verschiedene Interpretation des Existenzbegriffs in S_2, kommt in den Schemata nicht deutlich zum Ausdruck. Hingegen wird die gegen-

sätzliche Bewertung der psychischen Prozesse im Aufbau einer allgemeinen Semantik ersichtlich.

J. N. Findlay behauptet grossmütig, dass

«Meinong's round square could be stitched, with complete seamlessness, into the fabric of Carnap's *Meaning and Necessity*»[28].

Meines Erachtens ist das Verhältnis umgekehrt. In Meinongs umfassendes *conceptual scheme* können wir Quines und Carnaps Sprachen eingliedern.

Meinongs erweiterter Gegenstandsbegriff und Semantik bringen allerdings erhebliche Probleme und Nachteile mit sich:

a. Die Logik, die in M_1 ein adäquates analytisches Mittel darstellt, ist auf der Stufe M_2 nicht mehr brauchbar, was zur Folge hat, dass wir auf eine gewisse Exaktheit der Beweisführung und eine gewisse Systematik im Aufbau der Theorien verzichten müssen, bis eine adäquate Logik dafür entwickelt ist.

b. Wir haben kein brauchbares Identitätskriterium mehr. Wenn es – um mit Quine zu sprechen – keine Entität ohne Identität gibt, müssen wir uns fragen, wie dann die Gegenstände M_2 identifiziert werden sollen. Quines Einwand gegen die möglichen Gegenstände trifft ihre empfindlichste Schwäche:

«Take, for instance, the possible fat man in that doorway; and, again, the possible bald man in that doorway. Are they the same possible man, or two possible men? How do we decide? Are there more possible thin ones than fat ones? How many of them are alike? Or would their being alike make them one? Are no *two* possible things alike? Is this the same as saying that it is impossible for two things to be alike? Or, finally, is the concept of identity simply inapplicable to unactualized possibles?»[29]

Das Problem mit dem Identitätskriterium ist wahrscheinlich zu lösen, wenn wir eine Typenlehre einführen und entsprechend für alle Gegenstandsarten eine Objekt- und eine Metasprache konstruieren. Das Identitätskriterium und die Interpretation der Quantoren müssen je nach Sprache modifiziert werden. Wir dürfen nicht ein einziges Kriterium auszeichnen und erwarten, dass sich alle Sprachen nach diesem Kriterium richten. Das Dogma von dem ontologischen Gewicht des sog. «first order language»-Quantor können wir über den Haufen werfen.

Geschieht die Einführung der Typenlehre *ad hoc* oder involviert sie einen Essentialismus? Beide Fragen können wir wahrscheinlich mit

gutem Gewissen verneinen. Die Typenzugehörigkeit wird je nach unserem Erkenntnisziel und Erkenntnisinteresse bestimmt. Wir müssen hinter den Gegenstandstypen also keineswegs gemeinsame Essenzen wittern. Freilich ist die Nützlichkeit dieses vielschichtigen Sprach- und Gegenstandsverständnisses durchaus begrenzt und relativ. Es ist nur sinnvoll, wenn wir das Bedürfnis haben, einmal wirklich einen Panoramablick auf das Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit zu werfen, wenn wir doch noch die natürliche Sprache weitgehend zu formalisieren versuchen wollen.

Anmerkungen

[1] «Intentionality-Theory and the Nature of Thinking» in *Jenseits von Sein und Nichtsein,* Rudolf Haller (Hrsg.), Graz, 1972, S. 7.

[2] Alexius Meinong, «Über Gegenstandstheorie» in *Gesammelte Abhandlungen*, Bd. II, Leipzig 1914, S. 494.

[3] *Ibid.*, S. 500.

[4] Roderick M. Chisholm, «Beyond Being and Nonbeing» in *Jenseits von Sein und Nichtsein,* S. 26.

[5] «Existence and Quantification» in *Ontological Relativity and Other Essays,* New York 1969, S. 101.

[6] Meinong selbst hat sich selten über die empirischen Wissenschaften geäussert. Ich habe diese Lücke durch den Einbau E. Kaesers Untersuchung über mathematische Physik zu schliessen versucht. Siehe meine unpublizierte Lizentiatsarbeit «Meinongs Gegenstandstheorie: ein Rekonstruktionsbeitrag», (Bern 1978) und Kaesers «Physical Laws, Physical Entities, and Ontology» in *Dialectica* 37 (1977), S. 273–300.

[7] «Logic and the Reification of Universals» in *From a Logical Point of View,* Cambridge, Mass. 1953, S. 103.

[8] Henri Lauener, «Probleme der Ontologie» in *Zeitschrift für allgemeine Wissenschaftstheorie* 9 (1978) S. 64.

[9] «Existential Presuppositions and Their Elimination» in *Models for Modalities,* Dordrecht 1969, S. 41.

[10] *Ibid.*, S. 30–31.

[11] «Behavioral Criteria of Radical Translation» in D. Davidson, J. Hintikka (Hrsgb.), *Words and Objections,* Dordrecht 1969, S. 30. Hintikkas Diskussion über «empirische Nachweise» bezieht sich auf den spezifischen Kontext der «radical translation». Sie erstreckt nicht auf empirische Wissenschaften im allgemeinen.

[12] *Ibid.*, S. 75.

[13] «Existential and Uniqueness Presuppositions» in *Models for Modalities,* S. 134–135.

[15] Chisholm, «Homeless Objects», *Revue internationale de Philosophie* 27 (1973) S. 207.

[15] Das erste Beispiel stammt von Meinong in «Über Gegenstandstheorie» (s. o. Anm. 2), S. 489–494. Satz zwei habe ich von Quine, «Meaning and Inference», *From a Logical Point of View,* S. 164 entnommen.

[16] «On Denoting», *Mind* 14 (1905) S. 479–493.

[17] «Homeless Objects», S. 208.

[18] Im Sinn von Rudolf Carnaps Begriff des linguistischen Rahmenwerks. Vgl. «Empirismus, Semantik und Ontologie» in *Bedeutung und Notwendigkeit*, Wien 1972. Siehe auch Lauener (oben, Anm. 8).

[19] Quine, «On What There Is» und «Two Dogmas of Empiricism», in *From a Logical Point of View*, S. 1–46.

[20] «Adverbial» stammt von Chisholm in «Homeless Objects». Ich habe seine Beispiele übernommen.

[21] *Ibid.* Chisholms Schlussatz lautet allerdings, «There are unicorns». «Einhörnlichkeit» scheint aber passender in diesem Zusammenhang.

[22] «On What There Is», S. 8.

[23] «Meaning and Inference», *From a Logical Point of View*, S. 164–165.

[24] Beispiele 6 und 7 stammen von Meinong in *Über Annahmen*, Leipzig, 1910, S. 54.

[25] «Homeless Objects», S. 214.

[26] Carnap, op. cit., S. 292.

[27] Wir müssten für diesen Fall allerdings annehmen, dass eine derartig allgemeine Semantik formalisierbar ist. Ferner müssten wir in der Lage sein, Ableitungsregeln und Prüfverfahren zu entwickeln.

[28] *Meinong's Theory of Objects and Values*, Oxford 1963, S. 327.

[29] «On What There Is», S. 4.